

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 26.

Posen, den 1. Februar 1928.

2. Jahrg

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ah,“ lächelte sie schalkhaft und blinzelte auf einem Auge.

„Wohin wollen wir gehen?“ rief Bransen vergnügt. „Ich hab's! Ich weiß ein kleines Café, wo sogar Musik gespielt wird.“

Rafaella schüttelte den Kopf. „Dorthin kann ich nicht mit Ihnen gehen. Im Café ist ganz Chioggia versammelt. Chioggia ist ein elendes Klatzschneest, Signore. Aber jetzt hab' ich's wirklich. Wir gehen ins Kino!“

Bransen war von diesem Vorschlag entzückt; Rafaella gefiel ihm so ausnehmend, daß er sie begeistert anblickte.

„Ich muß mich umkleiden, doch das geht sehr schnell. Allzuviel habe ich nicht anzuziehen. Bitte, möchten Sie nicht meine Wohnung besichtigen?“

Rafaella ging in das Haus voran und führte ihn durch ihre kleine Wohnung, die ein wenig kahl und unfreundlich war. Es waren lauter große Zimmer, in denen wenig Möbel standen. Im Wohnzimmer hing das Bild ihres Mannes, ein schöner Kopf mit klugen Augen. Sie sagte: „Er ist auf sehr traurige Weise ums Leben gekommen, mein kleiner Pietro.“ Aber im nächsten Augenblick war sie schon wieder vergnügt. Sie lief ins Nebenzimmer und sang, während sie sich entkleidete. Ein Wasserhahn wurde aufgedreht; Rafaella wusch sich vom Kopf bis zu den Zehen, gurgelte, putzte sich die Zähne und betrachtete im Spiegel ihr weißes Raubtiergebiß. Bransen sah sie, noch ganz mit Seifenschaum bedeckt, durch die offene Tür, in der einen Hand hatte sie einen Schwamm, in der andern ein Handtuch. Mitten in der Toilette lief sie, halb angekleidet zu ihm, mit einem Haufen Kleidern überm Arm. „Das ist mein ganzer Schatz, Signore. Bitte, wählen Sie. Gefallen Ihnen Spitzen oder wünschen Sie lieber Seide?“ Bransen betrachtete ihren Schatz und suchte ein schönes Kleid aus schwarzen Spitzen aus. „Sofort bin ich fertig!“ rief sie und verschwand wieder.

„Wunder schön, Signorina!“ lobte Bransen, als sie zum Ausgehen bereit vor ihm stand. Und in der Tat, sie war fast ebenso herrlich wie in jenem Augenblick, den er nicht vergessen konnte.

Als sie die Treppe hinunterstiegen, erinnerte sich Bransen, wie er einmal mit Vester zur Oper gefahren war. Vor der Tür stand damals ein nagelneues, pechschwarzglänzendes Automobil. Doch Rafaella rauschte neben ihm dahin wie die große Dame seiner Vergangenheit. —

Das Kino war ein kleiner viereckiger Kasten, den ein übereifriger Pinsel grün und rosa angestrichen hatte. Die Sitze schienen auf den ersten Blick bequem zu sein; sie waren gelb gepolstert, was die Farbenharmonie des Saales noch erhöhte. Ein Grammophon begleitete die Vorgänge auf der Leinwand. Es war eine Wochen-

schau, die Bilder aus Paris, London und Berlin zeigte. Bransen kniff die Lippen zusammen, was hatte er für eine bodenlose Dummheit begangen! Er wartete förmlich auf den Titel: „Vester . . . Beerdigung . . . der Täter . . .“, er zitterte. Er atmete erst wieder auf, als eine klägliche Lampe aufleuchtete.

Rafaella sagte mit zuckenden Lippen: „Ich würde mein Leben hingeben, wenn ich Paris sehen könnte. Es dürfte auch Rom sein oder Berlin. Aber wer in Chioggia geboren wird, kommt hier nie heraus.“ Als Bransen sie ansah, da hatte sie Tränen in den Augen, und sie flüsterte heiß, sehnlichst: „Ich möchte . . .“ und schwieg.

Sie saßen später in einem kleinen Restaurant am Hafen, von wo aus sie einen schönen Blick aufs Meer mit seinen vielen verstreuten Lichtern hatten. Es rührte sich kein Wind, und das Meer schwieg, es lag tot und unbeweglich da wie ein Ansichtspostkartenmeer.

Ein geschmeidiges, helles Licht strahlte in Rafaellas schwarze Spitzen und warf auf ihr dichtes schwarzes Haar einen matten Schein, der wie eine goldgestickte Haube war. Rafaella nippte von einem schweren französischen Wein und rauchte versunken eine Zigarette.

Bransen sagte: „Sie haben vorhin einen Wunsch ausgesprochen, Signorina. Sie sagten: „Ich möchte . . .“ Rafaella, was möchten Sie?“

„Ich möchte . . .“ erwiderte sie leidenschaftlich und umschlang das Meer mit einem einzigen wilden Blick. Sie seufzte. „Warum ist es im Leben nicht ebenso wie im Film, Signore? Ich warte immer auf einen, der da kommen müßte, um mich in den Glanz des Lebens zu führen. Aber dieser Eine kommt immer im Film und niemals im Leben! Ah, Signore!“

Bransen lächelte trüb. Der Glanz des Lebens war fern.

„Bin ich denn nicht schön?“ fragte Rafaella mit einer so großen Verwunderung, mit so viel Verlangen und einer so natürlichen Eitelkeit, daß sie in diesem Augenblick den Höhepunkt all ihrer Schönheit erreichte. „Ich könnte den Einen so glücklich machen, so glücklich . . .! Aber er kommt nicht, oder er geht vorüber, und ich weiß nicht, daß er es ist.“

„Das ist das Leben,“ antwortete Bransen in der ihm aufgezwungenen Rolle des Entsagenden, des Philosophen wider Willen. „Es geht uns allen so.“

Er wollte noch weiter sprechen, doch er bemerkte plötzlich einen Greis, der seine schielenden Augen fest auf ihn gerichtet hatte. Bransen erkannte ihn und erschrak ohne Ursache, instinktiv; es war der Fremdenführer, der Mann, der ihn bei seiner Ankunft in Chioggia angesprochen hatte. Er sah nur ein paar Tische weiter, und Bransen glaubte, in seinem Blick einen Schimmer von Mißtrauen und Bosheit zu erkennen. Der Greis wandte seinen Blick nicht ab, er hielt den Kopf halb zu ihm gedreht und verharrte so. Er hatte ein widerwärtiges, zerfallenes Gesicht.

Bransen wurde nervös und forderte die Rechnung. Noch als er mit Rafaella ging, spürte er den Blick des Alten.

Bransen hatte sich in dem Zimmer, das er bewohnte, eine Art von Laboratorium eingerichtet. Zunächst war da ein Tisch, auf den er eine Batterie von Gläsern und Retorten stellte, die er von Signore Bissolo, dem Drogisten, erstanden hatte. Er besaß auch ein paar Messer, wie er sie für seine Versuche brauchte; es waren schlechte, veraltete Instrumente. Dann aber stieß er auf Schwierigkeiten. Es mußte dem braven Bissolo selbstverständlich auffallen, wenn er Dinge wie Kalium, Magnesium, Kalzium verlangte. Er gab vor, sich in seiner freien Zeit mit Chemie zu beschäftigen, und Bissolo ließ die gewünschten Salze aus Venedig kommen. Jetzt jedoch saß der Karren fest. In ganz Chioggia war kein Herz aufzutreiben; da er aber dringend ein Herz brauchte, lief er ein paar Tage verärgert herum.

Er begann, Fische zu sezieren, ohne das geringste Interesse für diese Experimente zu verspüren. Dann entschloß er sich, einen Hund zu kaufen, handelte einen Pinscher aus und schenkte ihn Rafaella. Er befürchtete, daß das Verschwinden des Tieres — in Chioggia war selbst jeder Hund eine Persönlichkeit — auffallen könne.

Endlich hatte Bransen Glück. Auf einem abendlichen Spaziergang entdeckte er am Rande eines Sumpfes einen Frosch. Bransen jubelte und schlich sich auf Zehenspitzen heran. Der Frosch war ein eigenwilliges Tier, das sich nicht so leichtem Kaufes ergeben wollte. Kurz entschlossen riß Bransen sein Jackett herunter und warf es über sein Opfer.

Bransen saß in seinem Laboratorium, den Frosch vor sich auf dem Tisch, das Messer in der Hand. Er rißte dem Frosch die Brust auf und zog mit der Pinzette durch den Spalt das Herz heraus. Dieser Anblick des geheimnisvollen Lebensmotors versetzte ihn in Schwärmerei, in Grübeln, in eine Wonne wissenschaftlichen Denkens. Er befand sich plötzlich auf einem einsamen Gipfel und blickte von seiner Höhe auf die Geschehnisse im Tal herab. Wie klein, wie unbedeutend waren Menschen und Schicksale!

Da wand sich das Herz hin und her wie ein lebendes Tier, saugte sich voll Blut und spie es wieder aus, und durch die Adern floß die ausgepreßte Flüssigkeit im Wellenpuls davon. Mit einem Scherenschnitt löste Bransen das Herz; es fiel auf den Tisch und schlug hier weiter.

Bransen zog die Augenbrauen zusammen und stellte die bekannte Lösung her. Als das Herz zu schlagen aufhörte, legte er es in das warme Kochsalzwasser und schüttelte die Ionsalze in die Flüssigkeit. Das Herz begann wieder zu schlagen. Bransen hatte dieses Experiment hundertmal vollführt, aber immer wieder war er aufs neue ergriffen von der phantastisch arbeitenden Natur. Das Herz schlug, bis es von neuem und endgültig ermattete; denn dem Fasermotor fehlte es an Ersatz der verbrauchten Eiweiß- und Glykogenverbindungen. Es fehlte ihm an — „Karol“.

Wäre Bransen jetzt in der Lage gewesen, die von ihm so benannte Lösung „Karol“ herzustellen (wozu komplizierte Koch- und Ausscheidungs-Apparate, einige Hektoliter lebenswarmes Blut, Sauerstoff und Gebläse und endlich das während dreier Tage und Nächte mühselig aufgezeichnete Rezept, das sich in Wien befand, nötig gewesen wären), so hätte sich folgendes ereignet: das ermattete Herz würde wieder zum Leben erwachen und seine Arbeit vierzig, fünfzig Jahre, ohne zu stocken, versehen. Das Herz würde ein Menschenleben schlagen, bis seine Fasern auseinanderfielen.

Bransen blickte mit fiebernden Augen auf das Herz hinab. Er saß gebannt, unruhig, mit heißem Gesicht, und sein Atem kam gepreßt aus der Brust. Bransen konnte, wollte nicht begreifen, daß er und seine Arbeit vorläufig ausgeschaltet waren. Er konnte die Batterie von Flaschen und Retorten ruhig in Trümmer schlagen; es lag nichts daran. Wenn er hier auch auf unzuläng-

liche Weise herumexperimentierte, die Arbeit, seine große Arbeit, stockte. Sie war tot. — Bransen hatte an seinem Werk jahrelang gearbeitet. Zunächst hatte er das Ziel gesehen, und er hielt es für phantastisch, später aber für möglich. Er stand kurz vor seinem Doktor und brach plötzlich sein Studium ab, um sich ungestört seiner Idee hingeben zu können. Nach zwei Jahren beherrschte er die gesamte Materie wie kein anderer. Er studierte die Verbindungen zwischen Blut, Herz und Gehirn, beschäftigte sich eingehend mit dem Tawaraschen Knoten, dem Reizleitungssystem, dessen Vorhandensein seine Theorie bestätigte, wie er annahm.

Professor Hirnbringer, einer der modernsten Wissenschaftler, sagte: „Gelänge es einer entwickelten Technik, dem Herzen durch seine Arzngefäße Blut zuzuführen, indem man ein herausgeschnittenes und in einem Glase hängendes Herz operativ an den Kreislauf eines lebenden Tieres anschließt und dieses Tier als Energiequelle für das Herz füttert, so könnte man das Herz sein Leben lang wachsen, schlagen und altern lassen.“

Bransen aber dachte: „Gelänge es, für das tote Herz eine andere Energiequelle als den Blutkreislauf eines Tieres zu finden, so würde sich meine Idee bewahrheiten.“ Und Bransen fand das „Karol“. Er war in der Lage, ein in einem Glase hängendes Herz wachsen, schlagen und altern zu lassen, indem er dem Herzen durch seine Arzngefäße die Lösung „Karol“ zusandte. Er war in der Lage, von hier aus einen ungeheuren Schritt weiterzugehen; seine Idee war in der Tat so gewaltig, daß für den Mann, der diese Idee erdacht hatte, ein Pistolenschuß und ein unruhiges Schicksal von keinerlei Bedeutung sein konnten. Die „Idee“ rannte alles über den Haufen.

Doch Bransen schüttelte den Kopf, ohne jede Hoffnung. Vielleicht hatte er seine Energie überschätzt. Er sah da und fand keinen Weg, der ihn zu seiner Arbeit zurückführte.

Er hörte ein Geräusch, das ihn aus seinen Betrachtungen riß. Schritte, die über den Flur kamen. Die Tür wurde geöffnet, es war Rafaella. Rafaella in ihrem braunen Rock und in ihrer braunen Bluse betrat sein Zimmer und betrachtete verwundert den Tisch mit den vielen Schüsseln und Flaschen. „Don!“ lachte sie und tippte ihm mit einem Finger auf den Mund. „Störe ich dich?“

„Don“ — Rafaella fand für jeden einen Rosenamen — freute sich über die Störung; er ließ sein Herz im Stich und gab den Versuch auf, ihm neues Leben einzuflöhen. „Es ist gut, daß du kommst, Rafaella,“ entgegnete er. „Ich war gerade im Begriff, schwermütig zu werden.“ Das Lachen, mit dem sie ihm antwortete, klang so sorglos und frei, daß seine Schwermut sofort verflog. „Gehen wir ins Rino, Rafaella.“

„Ja, Don, ich kam ja, um dich abzuholen.“

Bransen ging jede Woche zweimal ins Rino, um sich das neue Programm anzusehen. Um eine Stunde im Dunkeln neben Rafaella zu sitzen und ihre Hand zu drücken. Seine Beziehungen zu ihr waren so herzlich und kameradschaftlich geworden, daß er sich selbst oft fragte, ob er Liebe oder Freundschaft für die junge Frau empfinde; er konnte es nicht entscheiden. Trieb ihn am Ende nur Langeweile zu ihr?

Er hatte sich an sie gewöhnt, genau wie an das Meer und an die Menschen, die an seiner Küste lebten. Er hatte sich an Herolber, an Bissolo, an Crivelli gewöhnt und sogar an dessen gelbe Mappe. Und wenn er manchmal mit wenig Zuversicht seine Rückkehr in die Welt erwog, so fühlte er, wie ihn etwas hier zurückhielt: Gewohnheit!

Bransen ging spazieren.

Crivelli rief: „Hallo, Signore!“ Bransen sah auf und entdeckte die gelbe Aktenmappe an einem Stuhl gelehnt; daneben saß der Italiener vor seiner Orangeade und seinem Domino. Bransen war im Begriff, Rafaella

abzuholen, da aber Bissolo und Herolder ihn bemerkt hatten, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in das Café zu setzen. Bevor er Platz genommen hatte, waren die Dominosteine schon aufgebaut, und Crivelli forderte ihn auf: „Bitte, Sie haben den ersten Zug!“ Von der anderen Seite erkundigte sich Bissolo nach der Qualität einer Magnesiumlieferung, während Herolder ruhig seine Pfeife rauchte. Nach der dritten Partie, die Crivelli zu seinen Gunsten entschied, warf der Fischer ein: „Carlo, du könntest meinem Sohn einen Gefallen erweisen.“

Crivelli und Bransen blickten auf.

„Mein Sohn braucht einen Paß. Könntest du ihm den verschaffen?“

Crivelli lächelte ein höflichkeitvolles Magistratensächeln. „Eine Kleinigkeit! Aber —“, er wandte sich an Bransen, „haben Sie denn die Absicht, uns zu verlassen?“

„Vorläufig nicht.“

(Fortsetzung folgt).

Weißt Du es noch?

Novelle von Felix Rohmer.

„Weißt du es noch, Boni...“ begann Harry aufs neue, und sein gepflantes Alltagsgesicht bekam einen schwärmerischen Ausdruck. „Weißt du noch, damals, bei dem ersten Ball, auf dem wir uns trafen? Du hattest schon alle Tänze vergeben bis auf einen einzigen Walzer, und ich war furchtbar unglücklich. Aber dann, bei der Damenwahl, forderstest du mich auf, immer wieder, und die anderen tuschelten und steckten die Köpfe zusammen... und ich war so froh!“

Die Frau ihm gegenüber versuchte zu lächeln. Sie sah ihn vor sich sitzen, elegant, im Smoking, sah sich selbst im Spiegel in ihrem neuen, schönen Goldlamelleid, ein paar große, prachtvolle Ohrspangeln standen auf dem Tisch, der eisgefüllte Sekt perlte in den kristallinen Spiegelgläsern — eigentlich war es eine nette Sitte, die sie eingeführt hatten: alljährlich einmal an ihrem Hochzeitstag sich in ihre schönste, festlichste Toilette zu werfen und diesen Abend ganz allein zu verbringen, jeder bemüht, sich schön zu machen nur für den anderen.

Sie senkte still den Kopf. „Achtzehn Jahre sind wir jetzt verheiratet, nicht wahr, Harry?“ fragte sie leise.

„Achtzehn Jahre, ja,“ erwiderte ihr Mann eifrig. „Eine schöne Spanne Zeit — und achtzehn Jahre glücklicher Ehe, das will allerdings heißen, geht? Ich muß immer noch daran denken, wie schön du warst damals — und so jung, ein halbes Kind noch. Deine Mutter war so ängstlich besorgt, daß wir ja nie allein zusammen sein sollten — um des Gerebes der anderen willen. Es war eine so viel prädere Zeit. Und dann haben wir ihr doch ein Schnippchen geschlagen, damals im Winter in Oberwiesenthal — drei Monate vor unserer Hochzeit.“

O ja, Frau Boni wußte. Und sie dachte mit einer scheuen Wehmüt und fast mit Sehnsucht an jene Wochen zurück. Aber, „glückliche Ehe?“ dachte sie — sie sprach es freilich nicht aus. „War unsere Ehe denn wirklich glücklich? O gewiß, wir haben uns nie gegankt, nie bekämpft. Wir lebten in Harmonie und Frieden, unbehelligt von wirtschaftlichen Sorgen und Nöten. Aber ist das Glück? Und wenn das Glück ist, ist es nicht eigentlich ein sehr armseliges, ein sehr kleines und verkümmertes Glück?“

„Vielleicht,“ so dachte die Frau weiter — „vielleicht wäre alles ein bißchen anders geworden, wenn wir Kinder gehabt hätten. Ich habe mich so nach einem Kinde gesehnt — all die Jahre...“

„Ja, eine glückliche Ehe,“ betonte Harry nochmals, die Augen irgend wohin in eine unbekannte Ferne richtend. Und als hätte er ihre Gedanken erraten, fuhr er eilig fort: „Auch ohne Kinder, nicht wahr? Weißt du, anfangs hast du ja immer gern ein Kind haben wollen und so lange darauf gehofft — aber dann, nicht wahr, hast du auch eingesehen, daß man nicht Kinder braucht, um glücklich zu sein. Sicher ist es sogar besser so: es hat sich nichts Neues zwischen uns gedrängt — wir waren immer nur aufeinander angewiesen und haben uns um so besser kennen, um so inniger lieben gelernt. Waren wir nicht glücklich, und hatten wir nicht alle Veranlassung, glücklich zu sein? Du warst ja selbst ein halbes Kind noch — und es wäre mir schrecklich gewesen, deine ganze Gestalt durch die Mutterchaft entstellen zu sehen.“

„O ja, wir brauchten keine Kinder,“ sagte die Frau zustimmend und in Gedanken legte sie hinzu, während etne zornige, fast höhnische Falte sich in ihre Lippen eingrub: „Ich brauchte keine Kinder — von dir gewiß nicht, mein Lieber; denn was hättest du wohl anfangen wollen mit einem Kinde? Dir genügt es, ein Spielzeug zu haben, das du puzen und schmücken, mit dem du dich amüsieren konntest. War ich dir jemals mehr als ein Spielzeug? Und selbst das, wie lange war ich's dir? Fünf, vielleicht, wenn's hoch kommt, acht Jahre! Hast du, als ich anfang, dir langweilig zu werden, hast du da jemals versucht, mich kennen zu lernen? Hast du je nachgeforscht, was unter der Haut steckt? Hast du je daran gedacht, daß ich vielleicht — auch eine Seele habe?“

„Wir haben uns so gut kennen gelernt,“ fuhr der Gatte fort, ohne zu beachten, daß er auf seine Worte kaum eine Antwort erhielt. „Wir sind uns so nahe gerückt in dieser langen Zeit — und weißt du, damals, als ich dich erstmals sah, als ich mich sofort bis über die Ohren in dich verliebte, wußte ich bereits, daß ich nicht mehr würde leben können ohne dich. Immer sehe ich dich so vor mir wie damals, so jung, so jählich, so schön. Wir konnten uns nie inniger lieben, als wir es in jener ersten seligen Zeit getan haben.“

„Wir haben uns nie inniger geliebt, das ist wahr,“ flüsterte die Frau. Und ihre Gedanken bohrten weiter. „Aber haben wir uns wirklich jemals kennen gelernt? Sind wir uns nicht immer — im Tiefsten — so fremd geblieben wie in jener ersten Zeit? Ach, mein lieber Freund, einmal hast du mich geliebt — aber seit mindestens zehn Jahren liebst du nur noch ein Phantom, ein blutleeres Gespenst. Du liebst mich in der Vergangenheit, liebst mich so, wie ich damals war und seit langem nicht mehr bin. Immer siehst du das junge, törichte Mädchen vor dir — nie hast du bedacht, daß eine reife Frau ein völlig anderer Mensch ist, den keine Brücke mit jenem Jugendbildnis verbinden kann. Der andere Wünsche und andere Sehnsüchte und andere Schmerzen hat. Nach diesem anderen — hast du je danach gefragt? Hast du dich je bemüht, nachdem das junge Mädchen gestorben war, nun auch die kinderlose, einsame Frau zu erobern? Nichts, nichts hast du versucht, um dies zu erreichen. Und du willst mich kennen? Weil wir unsere Abende und zuweilen unsere Nächte gemeinsam verbringen, deshalb wagst du, behaupten zu dürfen, du kennst mich? Bin ich denn wirklich so — arm? So flach?“

Sie zog den seidenen Schal enger um die vollen, weißen Schultern. Plötzlich begann sie zu frösteln in dem wohllich durchwärmten Raum.

„Harry,“ sagte sie sanft und sah dem Manne voll ins Gesicht. „Harry — sei nicht böse über das, was ich dir sagen will. Aber — wir müssen uns trennen. Ich liebe dich nicht mehr!“

Der Mann sprang brüsk auf — seine Brille stießen an den Leetisch, daß die Gläser klirrten. Eine tiefe, jähzornige Falte grub sich in seine Stirn.

„Was ist denn das nun wieder?“ schrie er, während er hörbar nach Atem rang, wieder einmal eine deiner in letzter Zeit so beliebten Marotten. Der Arzt hatte ganz recht, als er sagte, du müßtest einmal fort, raus von hier, mal andere Luft atmen. Es scheint wirklich, als ob die Gefahr besteht, daß du früher oder später hysterisch wirst.“

Sein gerötetes Gesicht bekam einen häßlichen, brutalen Ausdruck. Aber je heftiger er schrie, desto ruhiger blieb die Frau. Sie hatte ihre nachlässig bequeme Stellung, mit der sie sich in den Sessel hineingekuschelt hatte, nicht geändert. Sie betrachtete den zitternden Mann ruhig, mit einer Miene, als sähe sie ihn zum ersten Male. Ein ganz kühles, hochmütiges Lächeln stand auf ihren Lippen. — Die beherrschte Stellung der Frau irritierte ihn. Seine Stimme schlug plötzlich um, er bemühte sich um ein Lächeln, aus dem aber nur ein verzerrtes, krampfhaftes Grinsen wurde. „Verzeih, Boni,“ sagte Harry, „daß ich so aus der Rolle fiel. Ich bin ein bißchen dumm, immer noch. Erst jetzt merke ich, daß du einen Schmerz gemacht hast. Einen schlechten Schmerz, immerhin. Und du weißt, daß ich es nicht ertrage, wenn mit den heiligsten Dingen Schindluder getrieben wird. Warum müdest du mich auch gleich so quälen? Heut an unserm Hochzeitstag! Aber laß gut sein, gib mir einen Kuß, und es ist alles wieder gut.“

Er wollte sich zu ihr niederbeugen, um sie zu küssen. Aber jetzt erhob sich die Frau mit Ungestüm. Ihr Gesicht wurde totenblau, sie sah den Mann mit sprühenden Augen an.

„Du mich küssen — wer gibt dir ein Recht dazu?“ Es lag etwas so Abweisendes, fast Verlehnendes in ihrer Stimme, daß Harry beinahe ängstlich zurückwich. Und zum ersten Male empfand die Frau mit einer Art Stolz, daß sie größer sei als ihr Gatte. Das war ihr bisher noch nie ganz zum Bewußtsein gekommen.

„Nein? Aber bist du nicht meine Frau?“ stammelte Harry.

„Nein, und tausendmal nein! Ich bin nicht deine Frau!“ schrie Boni. „Deine Frau ist seit zehn Jahren tot oder seit länger noch... Deine Frau war ein junges Mädchen, das dich geliebt hat und das du liebtest. Was aber habe ich mit jenem jungen armen Wesen noch zu schaffen? Und was mit jenem Manne, den dies Mädchen damals geheiratet hat? Beide sind längst, längst — tot! Und ich — ich kenne dich nicht mehr. Du bist mir fremder, als ein fremder Mann von der Straße...“

Und da sie sah, daß er immer noch nicht verstand, wandte sie sich langsam um, ging erst und ließ dann in ihr Zimmer wie eine Gehekte, wo sie sich über ihr Bett warf, das Antlitz in den Kissen vergrub und weinte, wie sie vielleicht noch nie in ihrem Leben geweint hatte.

Chinesische Anekdoten.

Aus dem Original übertragen von Dr. Franz Ruhn.

Höhere Mathematik.

Herr Tschang hatte einen zweijährigen Sohn und wollte gern, daß er später einmal die Tochter seines guten Freundes Wang heiraten sollte, die jetzt gerade ein Jahr alt war. Er schickte also einen Vermittler ins Haus Wang, um das Verlöbniß perfekt zu machen. Freund Wang wollte aber nicht darauf eingehen.

Dieser junge Tschang ist doppelt so alt wie unsere Tochter, sprach er zu seiner Frau. „Wenn sie erst zwanzig alt ist, wird sie sich schon bedanken, einen Bierziger zu heiraten.“

Seine Frau war anderer Meinung: „Gedulde dich nur ein Jährchen, dann ist sie genau so alt wie der junge Lichang.“

Der größere Affe.

Ein kleiner Provinzmandarin war bei seinem Vorgesetzten, dem Gouverneur, zu Gast. Der Gouverneur war ein Freund der Jagd und wollte Näheres über den Tierbestand im Amtsbereich wissen. „Haben Sie auch Affen in Ihrem Amtsbereich?“ erkundigte er sich. „Gewiß, sogar ein Riesenechse kommt vor.“ — „So? Wie groß den?“ — „Genau so groß wie Eure Erzelenz.“ — „Raum war ihm der unbedachte Satz entglitten, da gewahrte der Ortsmandarin an dem Stirnrunzeln seines hohen Gastgebers, daß er eine große Unhöflichkeit gesagt hatte, und um die Wirkung seiner Worte zu mildern, setzte er hastig hinzu: „Aber es kommt auch ein Zwergaffe vor, der ist genau so klein wie meine Benigkeit.“

Der kluge Knecht.

Es war einmal ein Bauer, der liebte einen guten Tropfen im Hause. Aber er mußte die betrübliche Erfahrung machen, daß ihm sein Wein immer heimlich vom Knecht weggetrunken wurde. Er beschloß daher, überhaupt keinen Knecht zu halten und die Feldarbeit allein zu verrichten. Aber auf die Dauer schaffte ihm das zu viel Mühe, und er sann auf einen anderen Ausweg.

„Ich muß einen Knecht finden,“ sagte er sich, „der überhaupt nicht weiß, was Wein ist, dann wird er meinen Wein gar nicht erst anrühren.“ Und er dingte einen anderen Knecht. Bevor er ihn seine Arbeit antreten ließ, zeigte er ihm einen gefüllten Weinkrug und fragte, was drin ist.

„Wein,“ antwortete prompt der Knecht und wurde daraufhin sofort wieder entlassen. So ging das einige Male, bis sich endlich ein Knecht fand, der die herkömmliche Frage mit stummem Kopfschütteln beantwortete. Hocherfreut befiel ihn der Bauer in seinem Dienst. Am nächsten Tage mußte er in die Stadt und das Haus in der Obhut des neuen Knechtes lassen. „Gib gut acht auf die Wurst im Rauchfang und auf das Huhn im Topf,“ schärfte er ihm, bevor er ging, noch ein. „Vor allem aber hüte dich vor den zwei Krügen im Keller. In dem einen ist rote, in dem anderen gelbe Schwefelsäure. Wenn du nur einen kleinen Schluck davon trinkst, zerreißt es dir deine Eingeweide zollweise, und du mußt elendiglich verrecken!“

Raum hatte der Bauer den Rücken gekehrt, als sich der Knecht über die Wurst und das fette Huhn und die beiden Weinkrüge hermachte, mit dem Ergebnis, daß er kurz darauf wie ein Sack Mehl am Boden lag. Als der Bauer zurückkehrte, entdeckte er mit Schrecken die Verheerung. Wütend stieß er den Knecht mit Fußstrikten munter und wollte wissen, warum die beiden Krüge geleert und die Wurst und das Huhn verschwunden seien. Der Knecht war um eine Erklärung nicht verlegen.

„Das Huhn hatte die Krake aus dem Topfe geholt, die Wurst hat der Hund weggeschluckt. In meiner Verzweiflung sagte ich mir, daß der Tod die einzige Sühne für meine sträfliche Unachtsamkeit sei. So trank ich die beiden Krüge mit Schwefelsäure aus und legte mich ergeben nieder, um meinen Tod abzuwarten.“

Der wasserflüchtige Hund.

Ein Lauber besuchte bei Regenwetter seinen Nachbar. An der Türschwelle begrüßte ihn wütendes Hundegekläff, von dem er natürlich nicht einen Laut vernahm.

„Sie müssen sofort zum Tierarzt schicken,“ sprach er zum Nachbar.

„Warum denn?“

„Ihr merter Hund leidet ganz offenbar an schwerer Wassersucht. Gehen Sie doch, wie glerig er nach den Regentropfen schnappt.“

Ein Finanzgenie.

Ein Mandarin wollte zwei Goldbarren kaufen. Ein Bankier seines Amtsbezirks überbrachte ihm das Gewünschte. „Wie teuer?“ fragte der Mandarin. „Eigentlich so und so viel, aber für Eure Herrlichkeit will ich nur den halben Preis berechnen.“

Nachdenklich wog der Mandarin die beiden Barren in seiner Hand, dann sagte er: „Hier hast du den halben Preis, du kannst gehen.“ Sprachs und reichte dem verbuchten Bankier den einen Barren, den anderen steck er in seine Tasche gleiten.

Karnevalsspäße aus dem Mittelalter.

(Nachdruck verboten.)

Lustige Karnevalsspiele der Ehemänner und Junggesellen.

Im 14. Jahrhundert pflegte man während der Karnevals eine Art lustiger Gegenpiele abzuhalten. Verheiratete und ledige Männer stellten sich gegeneinander auf, und jeder von ihnen besang und lobte in verhöflichen Worten die Vorteile seines Standes, bis er den Gegner scheinbar überzeugt hatte, worauf sie dann die Rollen tauschten, so daß die Verheirateten nun taten, als ob sie frei und ledig wären und sich nach Vergnügen austoben könnten, während die Junggesellen die zärtlichen Ehemänner spielten. Da aber die Junggesellen ihre Rolle oft recht natürlich spielten, kam es zuletzt gewöhnlich zum Streit, und der Schluß der lustigen Spiele bestand dann darin, daß die Gegner einander in den Schnee warfen.

Der Abt der Unvernunft.

Im alten England hatten sich aus heidnischen Winterfeiern, die man einst dem Gott Thor zu Ehren gefeiert hatte, schon früh man-

cherlei Karnevalsbräuche entwickelt. Eine Person, „Unfugstifter“ oder der Abt der Unvernunft“ genannt, erhielt die Vollmacht, Leute um sich zu sammeln, um mit ihnen lustige Streiche auszuführen, und dieser Brauch bürgerte sich bald so ein, daß jedes Dorf, ja selbst jede vornehme Adelsfamilie während der Karnevalszeit ihren eigenen Unfugstifter hatte, unter dessen Leitung alle winterlichen Lustbarkeiten standen. In manchen Orten machte man den Unfugstifter sogar zum „König“, um den sich eine große Schar sammelte, die, mit Schellen behangen und von Trommlern und Pfeffern begleitet, auf Stedenpferden umherritt.

M. A. v. L.

Gedenktage.

1. Februar.

Johannes Rehmke. Der langjährige Ordinarius der Philosophie an der Universität Greifswald, Geheimrat Professor Dr. Johannes Rehmke, feiert in körperlicher wie geistiger Frische in Marburg a. d. Bahn am 1. Februar seinen 80. Geburtstag. Es ist der Begründer der grundwissenschaftlichen Philosophie, die ihre Aufgabe in der Untersuchung der gegebenen Tatsachen und der Ableitung allgemeiner Begriffe aus dem Ergebnis solcher Analyse erblickt. Rehmke schrieb ein „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie“ (2. Aufl. 1905), sein Hauptwerk „Philosophie als Grundwissenschaft“ (1910), ferner „Das Bewußtsein“ und „Logik“. Von seinem Leben und Schaffen hat er selbst im ersten Band der Sammlung „Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ 1920 berichtet. Die Verbreitung seiner philosophischen Lehre hat sich die Johannes Rehmke-Gesellschaft zum Ziel gesetzt, die nunmehr auch zum 80. Geburtstag Rehmkes im Verlag von J. Meiner, Leipzig, eine Festschrift erscheinen läßt. Gleichzeitig gibt Dr. Kurt Gassen im Verlag Kurt Stenger, Erfurt, als Ergänzung zu Rehmkes Werken die „Gesammelten philosophischen Aufsätze“ Rehmkes heraus.

2. Februar.

Karl Federn. Am 2. Februar begeht der namentlich als Essayist bekannt gewordene Schriftsteller Karl Federn seinen 60. Geburtstag. Federn ist in Wien als Sohn eines Arztes geboren, widmete sich juristischen Studien, war auch als Jurist drei Jahre praktisch tätig, um sodann als Schriftsteller zunächst in Wien, seit 1908 in Berlin zu wirken. Reisen führten ihn mehrfach nach London und Italien, das er gut kennen lernte; in den Jahren 1915–18 war er denn auch Sonderberichterstatter der „Vossischen Zeitung“ in Lugano, von wo er die italienischen Vorgänge beobachten konnte. Nach lyrischen Anfängen schrieb er eine Reihe von Romanen, denen sich soeben ein neuer Roman „Die Flamme des Lebens“ in Beckmanns Universalbibliothek anschließt. Mit seiner Kunst pflegte er die Novelle, und seine „Hundert Novellen“, die 1926 bereits in 4. Auflage erschienen, zeigen gleichermaßen große menschliche und formale Qualitäten. Sein eigentliches Gebiet ist aber doch wohl der Essay und die geschichtliche Monographie. Bereits zu einer Zeit, als Amerika noch nicht Trumf war wie heute, im Jahre 1899, veröffentlichte er „Essays zur amerikanischen Literatur“. Es folgten 1900 „Essays“, 1904 „Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte“. Frühzeitig dokumentierte sich seine Liebe für Dante: 1897 schrieb er „Das Neue Leben Dantes“, 1900 „Dante und seine Zeit“ (1902 „Dante and his time“), 1921 „Dante Alighieri“. Neuerdings trat immer stärker Federns Interesse für französische Literatur und Geschichte hervor. Im Jahre 1912 schrieb er über „Schriften und Briefe des Herrn von St. Evremond“, 1922 und 1927 monographische Studien über „Mazarin“ und „Richelieu“. Auch als Übersetzer hat Federn sich oft bewährt. Daß der geistreiche Plauderer in der anspruchsvollen Tagespresse ein willkommener Gast ist, bedarf kaum der Betonung.

Fröhliche Ecke.

Er gratuliert einem Professor. Der Herr Knöterich gegenüber wohnende berühmte Professor Winteritz feierte unter zahlreichen Ehrungen seinen 70. Geburtstag. Auch Knöterich möchte als treuer Nachbar nicht verfehlen, wenigstens durch ein Stadttelegramm seinen Glückwunsch und alle Verehrung kundzutun.

Er beauftragt Lausbüß, das Telegramm zur Post zu bringen. Den Wortlaut des Telegramms liest er ihm laut vor, für den Fall, daß der Postbeamte Knöterichs flüchtige Handschrift nicht würde entziffern können.

Dann gibt er ihm 10 M., in der Annahme, Lausbüßs wisse selbstverständlich, daß er davon die Telegrammgebühren zu bezahlen habe.

Lausbüßs begibt sich auf den Weg, geht in die Wohnung des Jubilars, schlängelt sich durch die Reihe der Gratulanten, liest mit lauter Stimme das Telegramm vor (allerdings wurde es arg dabei verflümmelt) und zählt dem erstannten Gelehrten zehn Mark auf den Tisch.

Stillebnüßes. „Entzückendes Mädel! Würde gern mal eine Tour mit ihr machen, aber sie hat so schlechte Bindungen.“ — „Du, und außerdem hat sie Hemmungen.“

Je nachdem. „Hast mir an Voam in die Farb' 'nei' toa?“ — „Zanoll, Moasta, hamn ma 'n schon 'nei' toa!“ — „Ja, Herrgott, hab i nei' g'sagt, du sollst toan Voam in die Farb' 'nei' toa?“ — „I hab' ja toan 'nei' toa, Moasta!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Ehyra, Bogna-